



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1925

4/5 (1925)

Caritasblüten

Nr. 4/5

1925

Eine sonderbare Anbetung.

(Zanzibar-Walezo.)

Snsen Fuma, ein Knabe von 10 Jahren, hatte eine besondere Liebe und Neigung zum Stehlen. Ganz besonders gerne aß er Brot. Nun hatte er gemerkt, daß in einem Kämmerchen neben der Kapelle in einem Sack getrocknetes Brot aufbewahrt wurde. Aber wie daran kommen! Die Haustür wurde immer abgeschlossen. An einem Tage jedoch sollte es ihm gelingen, etwas zu holen. Von unserer Kapelle führt nämlich eine Seitentür in unser Haus hinein. An dem betreffenden Tage hatte man vergessen, sie abzuschließen. Dieses hatte Fuma schon gemerkt. Zu einer Zeit, in der er uns Schwestern nicht in der Nähe glaubte, ging er durch die Kapelle zum Brotsack und steckte die Kleider bis oben voll Brot; sogar die Ärmel waren angefüllt. Aber der junge Dieb wurde erwischt. Zur ganz ungewohnten Zeit schaute ich zufällig in die Kapelle hinein und bemerkte sofort, daß die Türe offen stand. Ich ging ins Haus. Sobald Fuma Geräusch hörte, verließ er schnell den Brotsack, und um nicht erwischt zu werden, eilte er in die Kapelle, kniete auf die Altarstufen und betete mit aufgehobenen Händen. Jacke, Rock und Ärmel standen ganz dick angefüllt mit Brot. Ein Stück nach dem andern fiel schon herunter. Schnell schob er jedesmal das gefallene Brot unter seine Knie, doch je mehr er sich bewegte, desto mehr fiel herunter. Zuletzt wußte er sich nicht mehr zu helfen. Dicke Tränen rollten aus seinen Augen. Da winkte ich ihm, zu mir zu kommen. „Fuma, was gibt es heute? Du betest doch sonst gar nicht so gerne, und nun sehe ich dich zu dieser Zeit hier. Was hast du?“ „O, Schwester,“ lautete die Antwort, „man sagt doch immer, man solle zum lieben Heiland in die Kapelle gehen, wenn man einen Schmerz hat, um ihm seine Not zu klagen. Es ist mir heute schwer ums Herz, darum habe ich gebetet.“ Dabei kollerte noch immer Brot aus den Kleidern. Ich erwiderte darauf: „Ja, sage mir doch, warum es dir so schwer ums Herz ist.“ „Nein,“ stöhnte er, „ich kann es nicht sagen, es ist zu schwer.“ Tränen und Brot fielen um die Wette zu Boden. Zuletzt wurde die Beschämung zu groß. Er kniete nieder und bat: „Schwester, verzeihe mir, ich habe Brot gestohlen. Ich werde es nie mehr tun!“

An die Unbefleckte.

Sei begrüßt du Hohe, Reine,
Makellose Gottesbraut!
Duftend wie der Rosen keine,
Tempel, den der Herr gebaut.
Schöner strahlend als die Sonne,
Lauterer wie reines Gold,
Du der seligen Geister Wonne,
Sei begrüßt, o Jungfrau hold!

Sei begrüßt, Gefäß der Gnade,
Davids Turm, du Morgenstern,
Du, die goldne Bundeslade,
Du, o Mutter unseres Herrn!
Ganz von Licht und Glanz umflossen,
Wonne der Dreifaltigkeit:
Aber dich ist ausgegossen
Gottes Gad' von Ewigkeit!

Dich umfächeln Engelschwingen,
Himmelschöre jauchzen dir!
Lob dir tausend Stimmen singen,
Laß dich preisen auch von mir!
Warst zur Mutter ja erkoren,
Dem, der uns erlöst von Sünd,
Hast als Jungfrau Ihn geboren,
Gottes Sohn, dein einzig Kind!

Gabst nicht du auch „uns“ das Leben,
Als dein Sohn, das Opferlamm,
Dich als Mutter uns gegeben
Hoch vom blut'gen Kreuzesstamm?
Jungfrau, Mutter, Hohe, Reine,
Sieh mich, arm und schwach und blind;
Gütig, wie der Mütter keine,
Schütze mich, dein schwaches Kind!

M. B.





Meine Lehrtätigkeit einst und jetzt.

Längere Zeit war ich als Lehrerin in den preussischen Staatschulen tätig gewesen, ehe ich dem Ruf des Herrn folgte und Missionschwester wurde. Nachdem ich durch die heilige Profess endgültig der Kongregation vom kostbaren Blut als Mitglied einverleibt war und die Missionsverhältnisse nach dem Kriege wieder geregelt waren, wurde mir alsbald ein großes Wirkungsfeld unter den Negerstämmen Afrikas, und zwar zu Driefontein in Rhodesia anvertraut. Ich sollte dort meine Lehrtätigkeit unter der lieben Jugend wieder aufnehmen. Mit größerer Freude noch als selbst im ersten Eifer nach dem Examen erfüllte ich meine Pflichten trotz mancher Opfer. Warum? Weil ein großer Unterschied besteht zwischen einer preussischen Staats- und einer Missionschule. Um alles in der Welt möchte ich diese nicht gegen jene vertauschen; denn abgesehen davon, daß wir in der Missionschule für die Seelen viel mehr tun können, einmal, weil wir die Kinder ganz unter der Hand haben, und dann auch, weil die verderblichen Einflüsse der europäischen Oberkultur nicht störend wirken, ist der Schulbetrieb viel interessanter. Er ist nicht so starr, schablonenhaft. Unbeschadet einer soliden Ordnung ist uns viel Spielraum gelassen, der Eigenart der einzelnen Kinder gerecht zu werden, und so atmet das Ganze natürliche Ungezwungenheit und fröhliche Ursprünglichkeit.

Das ist es, was dem Hochwürdigen Herrn Pater Provinzial bei seinem Besuch so sehr auffiel. Der erstgenannte Vorteil wird begünstigt durch den Umstand, daß unsere Kinder — mit Ausnahme der 20 bis 30 Tageschüler, die auf der Missionsfarm leben und darum zum Schulbesuch verpflichtet sind — sich freiwillig zur Fahne stellen. Außer diesen kommen noch die Klosterkinder in Betracht, deren Zahl ungefähr 60 beträgt. Die meisten kommen, um zu lernen und um möglichst viel zu lernen. Daheim in den Außenschulen, die von schwarzen Lehrern geleitet werden, sieht's traurig aus. Etwas Lesen, eine schlechte, kaum leserliche Handschrift ist durchweg alles, was geleistet wird. Ich habe oft gestaunt über den Verneifer unserer Kinder. Dringend bitten sie um Bücher, um für sich zu lesen während der Pause und nach der Arbeit beim Feuer. Ich hat ein Mädchen, Agnes, deren Heirat kurz bevorstand, und die sehr geschickt und zuverlässig in der Hausarbeit war, während der Schulzeit der lieben Schwester D. zu helfen. Sie gehorchte, aber mit so schwerem Herzen, daß die liebe Schwester Dagoberta es vorzog, auf die sonst so erwünschte Hilfe zu verzichten und sie bis zum Schluß in die Schule gehen zu lassen. Sie arbeitete bis zur letzten Stunde an ihrem Aufsätzchen und ihren Rechen-

aufgaben mit einer peinlichen Genauigkeit, als wenn es zum Examen ging. Mehrere brachten es in etwa dreiviertel Jahr so weit, daß sie dreimal nacheinander einen kühnen Sprung machen konnten, von Grad I in Grad II, von da in Grad III und endlich in Standard I, d. i. nach unseren deutschen Begriffen vom 1. ins 4. Schuljahr. Wie ist das möglich, wo die eigentliche Schulzeit nur gut zwei Stunden dauert, und wegen Mangels an Lehrkräften eine einzige Lehrerin nahezu 90 Kinder, in 6 Klassen verteilt, zu unterrichten hat? Vorzüglich hilft dazu die Anwendung von Försterschen Grundsätzen. Oft und oft die Schönheit geistigen Strebens, mit Bezug auf die Verstandes- sowohl als Willensbildung durch Vernunftgründe und Beispiele aus der Biblischen Geschichte und dem praktischen Leben warm ans Herz legen, mit anderen Worten, ihnen mit der Liebe einer guten Mutter geistige Nahrung reichen, damit sie diese nach ihrer Eigenart in sich verarbeiten, um dann aus freiem innern Antrieb heraus sich nach außen hin zu betätigen. O, ich hätte nie geglaubt, wie wachsw weich und empfänglich für alles Gute und Schöne unsere Schwarzen sind. Ich sage es kühn heraus, daß ich solch ermutigende und erfreuliche Erfahrungen in meiner etwa 8jährigen Tätigkeit in Deutschland nicht gemacht habe. Handgreiflich sieht man die Weissagung des Heilandes erfüllt: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desselben hervorbringt,“ und „die letzten werden die ersten sein.“

Würden sich nur mehr edle Seelen, die sich für das Erziehungsideal begeistern, entschließen, ihre Kräfte dem Missionsdienste zu widmen. Das walle Gott!

Um auf die Försterschen Grundsätze zurückzukommen, so ist die Mutterliebe freilich nicht ausreichend bei der Erziehung unserer Schwarzen. Es geht nicht ohne Strafen und selbst nicht ganz ohne körperliche Züchtigung. Aber diese Strenge darf nur Mittel zum Zweck sein; sie muß die vertrauenerweckende, mütterlich-liebevolle Anleitung zum selbstgewollten und möglichst selbständigen Streben nach geistigen Gütern vor Ausartung in weichliche Nachsicht und planlose Willkür bewahren. Man muß die Kinder an unbedingten, pünktlichen Gehorsam gewöhnen, und das kostet bei dem unbändigen Freiheitsdrang dieser Naturkinder sehr viel. Im ersten Jahre habe ich fast die Hoffnung auf die Erreichung dieser Notwendigkeit aufgegeben. Trotzige Ausbrüche ihres ungebändigten Willens und fortwährende Fluchtversuche einzelner, zuweilen vieler, zeigten mir die Größe der Schwierigkeit; aber allmählich sah ich den Samen des Wortes Gottes, befruchtet vom Tau seiner Gnade, in den Seelen aufgehen und wachsen und Frucht bringen. Dieselben Kinder, die früher koch sagten: „Ich mag nicht,“ bieten sich jetzt freiwillig zu unangenehmen

Arbeiten an; jene, die früher einem zuweilen dämonischen Trotz nachgingen, wenn sie zurechtgewiesen oder gestraft worden waren, kommen jetzt aus sich selbst, bitten um Verzeihung und suchen auch ihre Fehler wieder gutzumachen. Es ist merkwürdig, wie klar sie die Notwendigkeit der Strafe einsehen. Ein Mädchen schrieb ihrem Bräutigam, welcher Lehrer ist, u. a.: „Wenn deine Kinder Böses tun, so strafe sie; damit du nicht selbst von Gott bestraft werdest.“ Um es noch einmal kurz zu sagen: Unbeschadet der festen Grenzen, die man den Kindern setzen muß, kann man sie sich innerhalb derselben frei bewegen lassen, um



Bei meinen Schwarzen.

ihre individuellen Fähigkeiten zu entfalten. Einige haben Lust und Geschick zum Unterrichten; die anderen fühlen es instinktiv heraus und wählen diese zu Hilfslehrerinnen, die mir zweifellos in der Schule und freien Zeit unschätzbare Dienste leisten. Kürzlich hatte sich die unterste Klasse einen Dreikäsehoch zur Lehrerin gewählt, oder vielmehr hatte sich das kleine, geweckte Ding auf meine Frage selbst angeboten. Es war zu drollig, mit welcher selbstverständlichen Amtsmiene die kleine Helene ihres Amtes waltete und mit welcher Bereitwilligkeit die zum großen Teil dreimal so großen Schülerinnen ihr folgten. Manchmal muß man ihren Eifer mäßigen. Einmal lief ich

abends, so schnell ich konnte, aus der Kirche heim, weil man nicht beten konnte, so laut sagten die Kinder draußen beim Feuer, etwa 100 Meter entfernt, ihr Einmaleins auf. Freilich sind auch solche darunter, die nicht aus der Ruhe zu bringen sind und keine höhere Freude kennen, als stumpf ins Feuer zu starren und zu träumen. Und auch bei den andern wechseln die Zeiten. Bei Mondschein und hellem Sonnenlicht sprudeln sie über von Leben und Schaffensdrang, während sie bei bewölktem Himmel, Nebel und Kälte nur schwer aus ihrer Stumpfheit herauszubringen sind. Gott Dank, daß der trüben Tage nicht gar so viele sind. Auch bestehen bemerkenswerte Unterschiede zwischen der geistigen Veranlagung der einzelnen Stämme. Wir scheinen es hier mit einem der gewecktesten zu tun zu haben, worauf schon die regelmäßigen Gesichtstypen hindeuten. Das Klima ist fast europäisch wegen der hohen Lage. Alles dieses trägt dazu bei, meine Freude an der Lehr- und Missionstätigkeit zu erhöhen. Wie dankbar bin ich dem lieben Gott für meinen Beruf und wie innig wünsche ich, daß noch viele seeleneifrige Lehrerinnen ihre Talente und Kräfte in den Dienst der Missionschulen stellen möchten, denn die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige.



O Eitelkeit der Eitelkeit!

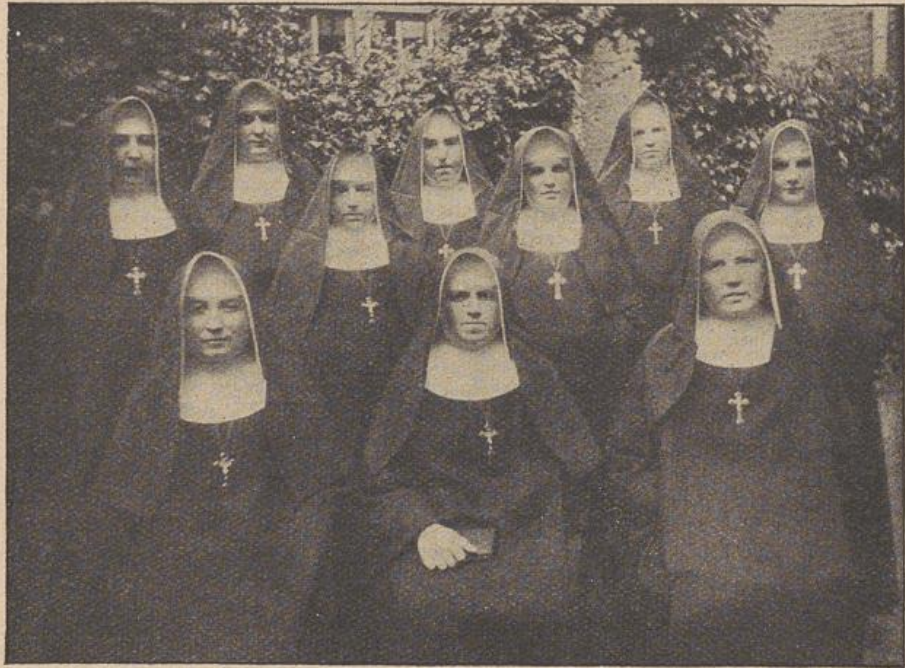
(Ost-Afrika.)

Es ist hoher Festtag, und die Glocken rufen laut und feierlich die Christen unserer kleinen Missionsstation zum Gottesdienst. Klein und groß, jung und alt eilt herbei. An der Sammlung und Andacht vieler dieser armen Neger können wir uns erbauen, wohingegen der Anblick anderer zur Heiterkeit stimmt. Warum? Die äußere Erscheinung ist gar zu komisch für europäischen Geschmack. Der Neger will schön sein, besonders an den Festtagen. Seine Kleidung verrät nur zu deutlich seine wohlmeinende Absicht. Aber die Hose ist das weiße Hemd gezogen, welches, mit „Mhogo“ gestärkt, so steif wie ein Brett ist. Über dasselbe ist das Lendentuch mit den bunten Fransen geschlungen. Der Neger muß seinen Reichtum zeigen, daher trägt er Hemd und Lendentuch entgegen dem europäischen Brauch über anstatt unter der anderen Kleidung. Selbst die Jacke, die er trägt, darf nicht zugeknöpft werden, sonst könnte das Flanner, Schweißjäckchen, ja nicht gesehen werden. Der wohlhabendere Neger trägt auch noch eine Weste, aber über der Jacke. Es wäre zu schade, wenn nicht alle Kirchgänger diese sehen würden. Um den Schmuck zu vollenden, wird noch ein rotes Taschentuch malerisch

um den Hals geschlungen, von dem sich blinkend und leuchtend Medaillen, Rosenkranz, Skapulier und zuweilen selbst ein Brustkreuz abheben. Tief durchdrungen von dem Bewußtsein seiner Schönheit, erwidert der Neger würdevoll unseren heiteren Gruß.



Am 16. September 1925 sind nach Ost-Afrika abgereist:



Obere Reihe von links nach rechts: Schw. Majelina, Schw. Rosalinde, Schw. Margarita, Schw. Hildeberta, Schw. Trutperta, Schw. Nicoleta, Schw. Stephana.
Untere Reihe: Schw. Adjuta, Schw. Arsenia, Schw. Ephrem.

Im Hafen von Antwerpen bestiegen sie den deutschen Dampfer „Adolf Wörmann“. In Mombasa verließen Schw. Arsenia, Schw. Stephana und Schw. Hildeberta das Schiff, um dann nach einer neuen Station, Nairobi, zu reisen. Schw. Margarita wurde als neue Lehrkraft von unsern Schwestern in Zanzibar begrüßt und die andern sechs Schwestern erreichten in Daresalam ihr Ziel der Schiffsreise. Ihr weiterer Weg führte sie nach Morogoro, von wo aus sie ihr Arbeitsfeld angewiesen bekommen.



Andere beglücken ist eine Pflicht, die Gott gerade dem weiblichen Herzen besonders zur Aufgabe gemacht hat.

Aus dem Glücke die Freude an der Tugend ersprießen zu lassen, ist die göttliche Sendung, deren sich das Weib stets bewußt sein sollte. - Säet Freuden aus, wenn ihr Tugenden pflegen möchtet, verbreitet Zufriedenheit, ehe ihr Anspruch auf Heiligkeit erhebt.

Nichts macht das Herz so empfänglich für die Gnaden Gottes als das Glück, das wir durch unsere Liebe verbreiten.

Beglücken wir also unsere Umgebung! Gott allein ist es vorbehalten, die Herzen durch Leiden zu regeln.

Ährenlese.

Aus Rhodesia, St. Barbara.

Heute war Erstkommunion. Unsere alte Elisabeth, die vor vier Jahren in ihrer Krankheit getauft wurde, ist nun endlich auch so weit, ihren Jesus empfangen zu können. So ein einfältiges Mütterchen habe ich noch nicht getroffen. Mit großer Mühe hat sie das heilige Kreuzzeichen und das Vaterunser gelernt. Vor der heiligen Beichte mußte ich ihr die Sünden suchen helfen, ihr dieselben einige Male vorsagen, damit sie nur ja beim Priester nichts vergäße. Als ich ihr, wie ich das vor jedem Unterricht tat, das Vaterunser hersagen ließ, betete sie ganz kräftig: „Geheiligt werde mein Name.“ Als ich sie nun auf diesen großen Fehler aufmerksam machte, war sie sehr besorgt, wiederholte aber kräftig: „Geheiligt werde mein Name.“ Was der liebe Gott dazu sagt, weiß ich nicht; aber er wird doch Freude an dem guten, unermüdlichen Mütterchen haben. Sobald dasselbe nur irgend jemand begegnet, bittet es, man möge ihm doch das Vaterunser lehren und manchmal wird Elisabeth den ganzen Tag nicht müde, es beständig nachzusagen, um dann schließlich doch von dem ganzen Gebet nur noch zwei Worte zu wissen. Ihr guter Wille ersetzt das andere.

Ehrlichkeit der Kleinen. Vor kurzem gab ich Rechtschreibübung in Englisch. Da eine Karte an der Wand hing, auf der einige Wörter waren, die ich diktierte, meinten die Kleinen treuherzig: „Schwester, wir können ja abschauen, wenn die Karte nicht umgedreht wird.“ Das freute mich sehr, da sie doch im Rechtschreiben nicht bewandert sind.

Aus Triashill, Rhodesia.

Kleine Helden. Vor mehreren Monaten kam ein etwa zehnjähriger Knabe hier zur Station zur Schule. Nur für zwei Monate hatte er Erlaubnis bekommen, dann sollte er wieder in den heidnischen Kraal zurück zum Affenhüten, damit er ja nicht Christ würde. In den Ferien ging er nach Hause, wurde am Ende derselben von seinen Eltern hierher zur Station geschickt mit dem Auftrag, sich ganz von der Schule abzumelden. Der Kleine kam hier an, verschwieg aber wohlweislich den ganzen Auftrag und blieb ruhig hier, wie vor den Ferien. Sein Verlangen war, Christ zu werden. Nun wurde ihm von Freunden mitgeteilt, daß seine Angehörigen zu Weihnachten kommen wollen, um ihn zu holen. In der Tat erschienen sie mit einem Körbchen voll dickgekochtem Maisbrei, Fleisch und Mambo (Bier); alles was bei den Heiden das beste Festessen bedeutet. So glaubten sie das Kind in die Falle zu locken. Der kleine Held jedoch ging zur Kirche, versteckte sich dann zwischen Felsblöcke,

so daß ihn niemand finden konnte und die Angehörigen unverrichteter Sache wieder nach Hause ziehen mußten. Lieber wollte er eine Zeit lang Hunger und Entbehrung leiden, als zu den heidnischen Greueln zurückkehren.

Ein anderer kleiner Neger hatte ebenfalls schon halbe Tage lang sich zwischen Felsentklüften aufgehalten, weil sein Vater ihm nachspürte und ihm mit dem Tode drohte, wenn er sich taufen ließe. Sobald er nun die Nähe seines Vaters wittert, sucht er die Felsenrißen auf und treue kleine Freunde bringen ihm mit vieler Mühe heimlich die Nahrung. So müssen manche ihr Christentum heldenhaft erkämpfen.



Schwester Lebuina Klempt †, ein Opfer ihres Berufes.

Fern in fremden, weiten Zonen,
Trotz Sonnenglut und Fieberfrost,
Seh ich goldne Ernten reifen,
Christindlein zu Freud und Trost.
Um zur Scheune sie zu bringen,
Braucht es Flammenseelen viel,
Die als Schnitter gerne sehen
Gut und Leben hier aufs Spiel.

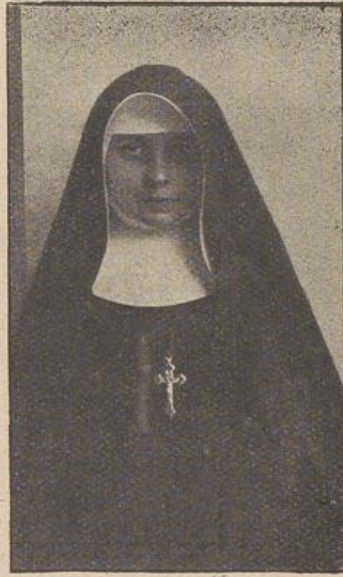
St. Theresia v. A. J.

Eine solche Flammenseele möchte ich unsere gute Schwester Lebuina nennen, die am 12. August verstorbene Oberin unserer jungen Missionsstation Boroma in Mozambique. Aus unseren vorherigen Berichten und denen, welche in den kommenden Nummern noch folgen, ist deutlich zu ersehen, daß unsere Schwestern in dieser Neugründung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, unter welchen die Verkommenheit des Volksstammes, die Armut der Mission und die klimatischen Verhältnisse eine schwere Rolle spielen.

Schwester Lebuina, welche mit Schwester Virginia die ersten und schwierigsten Pionierarbeiten in Boroma mit echtem Missionseifer begonnen, hatte kein anderes Ideal als „Seelen retten“. Und für die Verwirklichung desselben scheute sie kein Opfer. Mit Begeisterung hat sie vor kaum zwei Jahren das Missionsfeld betreten, und ihre zahllosen, stillen, ungekannten Opfer, ihre unermüdliche Hingabe trotz unsäglicher Hindernisse beweisen, daß diese Begeisterung kein Strohfeuer war.

Mit Recht hatte unsere Ehrwürdige Mutter Generaloberin große Hoffnungen auf sie gesetzt. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam die Kunde vom unerwarteten Hinscheiden der

tapferen Missionarin. Das tödtliche Fieber, dem sie wenig Aufmerksamkeit schenkte, hatte sie besiegt. Schwester Virginia schreibt uns: „Am 11. August morgens hatte unsere liebe Schwester Oberin 39^o Fieber, hoffte jedoch am nächsten Tag wieder zur Schule kommen zu können. Aber schon abends waren wir uns darüber klar, daß ‚Schwarzwasserfieber‘ zu konstatieren sei. Der aus Tete kommende Arzt arbeitete zirka zwei Stunden mit Einspritzungen und Medikamenten, um das fliehende Leben zu retten. Jedoch gegen 3 Uhr nachts fing sie schon an, in meinen Armen starr zu werden. Sie empfing mit rührender Erbauung die heilige Kommunion. Als ich sie erinnerte, daß sie, so Gott es will, sicher ihr Leben für die vielen lauen Christen, die ihr so viel Kummer bereiteten, zum Opfer bringen wolle, erwiderte sie mit Aufwendung all ihrer Kräfte wiederholt: ‚O so gern! O so gern!‘ Und der Herr des Lebens nahm das Opfer an.“ Wie sie lebte, so starb sie. Mit der vollkommenen Ergebung einer wahren Opferseele schloß sie sanft und ruhig das Auge, um es zu öffnen im ewig strahlenden Heimatland, wo sie für ihre Schützlinge Fürsprache einlegt.



Schw. Lebuina.

Weiter entnehmen wir aus dem Berichte der mit tiefem Schmerz erfüllten Mitschwestern: „Nach dem Verscheiden drängte sich das Volk herein, jammerte, klagte und betete. Mit blutendem Herzen sagte Schwester Virginia den Umstehenden, daß die gute Schwester Oberin ihre Heimat, ihr liebes Mütterchen und alles für sie verlassen, ja, in der letzten Stunde noch durch einen ausdrücklichen Akt ihr junges Leben für sie geopfert habe. Da weinten und schluchzten sie, beteten, gingen hin und kamen wieder.“

Möge das Weizenkorn, das in die Erde fiel und starb — viele Frucht bringen!



Zufriedenheit.

Baue wohlgenut und wacker
Du nur deinen kleinen Acker
Und verzehr dein täglich Brot.
Sanfter, als an prächt'ge Zwinger,
Klopft mit seinem starken Finger
An des Hüttchens Wand der Tod.

Sel'ges Los im stillen Tale,
Schaffend bei bescheid'nem Mahle,
Seines Lebens froh zu sein.
Im Entsagen liegt der Friede,
Von der Pflugchar, aus der Schmiede
Geht man leicht zum Himmel ein.

S. S. Mönch.

Eine christliche Negermutter.

(Kiboscho.)

Wie ein Veilchen, im Grünen versteckt, durch seinen Duft bemerkbar wird und gerade dadurch beliebt ist, so zieht eine unserer christlichen Negerfrauen durch ihre Bescheidenheit die Aufmerksamkeit anderer an. Sie heißt Johanna und ist eine musterhafte Christin auf unserer schönen Mission; deshalb soll sie aus der Verborgenheit herausgeholt werden zum Troste unserer edlen Wohltäter, damit dieselben sehen, daß die Gaben für Afrika edle Früchte bringen.

Unsere Johanna wurde in der Leidenschule hart mitgenommen; sie sagt mir oft, daß es ihr manchmal sei, als gebe es auf Erden kein bedrängteres Herz als das ihrige. Ihr Mann ist ein roher Mensch, der sich vom Fähzorn so beherrschen läßt, daß die arme Frau ein wahres Schlachtopfer der wütenden Leidenschaft dieses Menschen ist. Um den Mißhandlungen zu entgehen, sucht Johanna oftmals im Tag Schutz im Kirchlein. „O wie tröstlich ist es doch, daß ein Gott auf Erden im Tabernakel wohnt; sonst könnte man auf dieser Welt nicht mehr leben!“ waren ihre Worte in solchen Leidensstunden. Vor dem Josephsaltar ließ sie dann in ihrem Kummer den Tränen freien Lauf. Sie arbeitete von morgens früh bis abends spät; denn unsere Dscheppafrauen haben wirklich schwere Hausfrauenspflichten. Wenn das schwächliche Frauchen ermüdet war, dann spornte ein Blick auf das Kreuz sie wieder zu neuem Eifer an.

Als mit der Krankheit eines ihrer sieben Kinder ihr eigenes Leiden sich verschlimmerte, tröstete ich die arme Frau. Da sagte sie mir: „Wir Christen müssen ja alles Harte und Widrige mit Freuden und selbst mit Dank von Gott annehmen. Der Pater sagte bei der Predigt, wir bekommen bei der heiligen Taufe nur darum so viele Kreuzzeichen, weil wir Christen sind.“ Mit großer Sorgfalt bereitete die christliche Mutter ihren Sohn zum Tode vor. Wenn ich kam, so sagte der Junge selbst: „Mutter, Schwester, ihr müßt nicht weinen! Nun gehe ich zum Himmelsvater, seid nicht traurig!“ Ich war tief bewegt, wie Johanna mit Starckmut dem toten Knaben dann selbst die Augen zudrückte und ihn öfters mit Weihwasser besprengte.

Johanna ist überall sehr beliebt und geschätzt. Neben den eigenen vielseitigen Pflichten tut sie für den Nächsten viel Gutes durch Rat und That. Einfach und praktisch, wie sie es als Missionszögling gelernt hatte, bleibt ihr immer noch etwas übrig für gute Zwecke. In ihrer Hütte stehen zwei wohlgenährte Kühe, denen Johanna viel Futter herbei trägt; dementsprechend hat sie auch jederzeit etwas Butter zu verkaufen. Fast jeden Monat brachte sie von dem ersparten Gelde zwei Rupien für

eine Sühnungsmesse auf den ersten Freitag oder auch für eine heilige Messe zu Ehren des heiligen Vaters Joseph, während welcher sie mit ihrer alten Mutter, die sie für die heilige Religion gewonnen hat, mit rührender Andacht die heilige Kommunion empfängt. Auch die hochwürdigen Herren Patres kennen unsere Johanna und jedesmal erwählen sie diese bei der heiligen Firmung als Patin für alle weiblichen Firmlinge. Johanna ist sich dieser neuen Pflicht wohl bewußt; schon oft lag ein Päckchen Heller auf dem Sakristeisch — mit der schüchternen Bitte um eine heilige Messe für die Firmlinge, damit diese, wie Soldaten Christi, treu bis zum Tode bleiben, als Christen leben und sterben.

Unsere gute Johanna lebt bis heute noch als Kreuzträgerin, wie ein duftendes Veilchen verborgen, im dunklen Heidenlande.



Dankbarkeit.

(Natal, Süd-Afrika).

Die Missionschule ist mit der Kirche wohl das Zentrum einer Missionsstation. Die Lehrerin, der die schwarzen Krausköpfchen für leibliche und geistige Bedürfnisse anvertraut sind, ist die Mutter dieser armen Negerkinder. Wer Liebe gibt, empfängt auch Liebe. Mütterliche Sorge schenkt die Missionslehrerin den anvertrauten Kleinen, und diese hinwieder hängen in kindlicher Dankbarkeit ihrer Mutter und Lehrerin an. Die Liebe befruchtet das schwere Erziehungswerk und Liebe lohnt es. Dies offenbarte sich so recht, als eine unserer Schwestern wegen eines chronischen Leidens ihr Arbeitsfeld verlassen mußte, um in einem anderen Klima die geschwächte Gesundheit zu stärken. Wie eine Bombe schlug diese Nachricht in die fröhliche Kinderschar. Aller Frohsinn, alle Heiterkeit war verschwunden. Ein lautes Weinen und Klagen setzte ein, so daß die Lehrerin Mühe hatte, die Kinder wieder zu beruhigen. Die Vorbereitungen zur Abreise wurden ganz heimlich getroffen. Aber dem sorgenden ängstlichen Blick der Kinder blieb's nicht verborgen. Am Vorabend ihrer Abreise umringten die Kinder weinend und schluchzend ihre geliebte Mutter und Lehrerin. Sie wollten sie nicht fortlassen, sie waren von Schmerz überwältigt und konnten nicht beruhigt werden. Erst auf den ausdrücklichen Befehl ihrer Lehrerin verließen sie dieselbe, um sich trostlos in den Schlafsaal zurückzuziehen. Aber der Schlaf floh die ermüdeten Kleinen; denn ihr Kummer und Schmerz war zu groß. Gerührt über die Anhänglichkeit der Kinder, ging die Lehrerin nochmals in

die Kapelle, um ihre Lieblinge dem göttlichen Kinderfreund anzuempfehlen. In früher Morgenstunde, gegen 3 Uhr, fuhr der Wagen vor das Schwesternhaus, um die Lehrerin fortzuführen. Still und wehmütig machten die größeren Knaben alles in Ordnung, so daß die Schwester schon bald aufsteigen konnte. Ein letzter Blick noch zum Heiligtum, zur Schule, der Stätte jahrelangen, fruchtbaren Wirkens, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Doch was war das! Plötzlich erschien die ganze Kinderschar, die kleineren nicht ausgenommen, auf dem Plane. Ohne ein Wort zu sagen — sie hatte es ja am Abend zuvor streng verboten — setzte sich nun die ganze Schar in Trapp, um der geliebten Lehrerin das letzte Geleite zu geben. Die Tränen rollten den Kindern nur so über die schwarzen Wangen, bald perlte manchen schon der Schweiß auf der Stirne, andere waren fast außer Atem, denn der Kutscher fuhr zuweilen schneller. Aber keines der Kinder mochte zurückbleiben. Liebe und Dankbarkeit geben Kraft. Als endlich die ersten Sonnenstrahlen das Firmament röteten, ließ die Schwester halten. Sie konnte vor Rührung kaum sprechen, doch durfte sie nicht zulassen, daß die Kinder noch weiter ihr das Geleite gaben. Sie bat die Kinder, zur Missionsstation zurückzukehren, damit sie noch pünktlich zur heiligen Messe kämen und die heilige Kommunion empfangen könnten. Ein letztes Dankeswort der Kinder, ein letzter Abschiedsgruß und die ganze Schar, Schüler und Schülerinnen, kehrten stillschluchzend zur Missionsstation zurück. Beim göttlichen Kinderfreund suchten sie Trost für den großen Trennungsschmerz.

✻ ✻

Heiteres.

Aus dem Kongogebiet.

Die Schwester erzählt in der Schule den Mädchen die Geschichte von Sodom und Gomorrha. Das Negervölkchen gibt seinen Gefühlen gerne in allerlei Geberden Ausdruck, sei es durch Händeklatschen, Schnalzen mit den Fingern usw. Als nun in der Erzählung Loths Weib an die Reihe kam, wie sie zur Strafe für ihre Neugierde in eine Salzsäule verwandelt wurde, wischte sich ein Mädchen mit einer Miene des Ekels den Mund ab. Alle andern folgten ihrem Beispiel. Auf die Frage der Lehrschwester, was denn diese Störung bedeute, erhielt sie zur Antwort: „O das Salz, das wir bis jetzt gegessen haben, war also alles von Loths Weib. Da wollen wir lieber kein Salz mehr essen!“

Aus der Schule.

„Wende das Wort ‚ungeachtet‘ in einem Satze an.“ — „Ungeachtet des Automobils leben doch noch zahlreiche Menschen.“

Interessante Missionswanderungen in Ost-Afrika.

Von Schwester Engelberta.

Ein schnaubendes Dampfroß und kein rasselndes Auto, kein Postillon und kein Fahrrad bringen uns hier im Innern Afrikas über Berg und Tal, über manns-hohes Schilf und über rauschende Waldbäche. Die Pfade wären zu schmal und die Brücken, aus einem Baumstamm geschlagen, zu schwankend.

Da muß man wandern, wandern stundenlang, den Tropenhut auf dem Kopf und bewaffnet mit dem Bergstock. Wo der Weg es eben gestattet, nicht in einen Abgrund geworfen zu werden, besteigt man den Esel. Manchmal will es aber Herr Langohr gar nicht erlauben, besonders wenn es durch den Urwald geht. Da spitzt er die Ohren, will Reißaus nehmen, wenn er Gefahr wittert. So ging es unserer lieben Provinzialoberin Mutter Ubalda auf ihrer vorletzten Reise von der Mission Kilema nach der Station Kombo im Monat April 1925. Mit drei großen Mädchen, dem Eseltreiber und Herrn Langohr machte sie diese fast sechsstündige Fußtour.

Bis hin zum Urwald ging alles so ziemlich gut, nur über einige Brücken wollte der Esel durchaus nicht; er war einmal von einer derselben ins Wasser gefallen und ging nun lieber durch den Fluß über Stock und Stein.

Also, sie waren im Urwalde angekommen; siehe da! ganz frische Fußspuren einer ganzen Herde von Elefanten. Jetzt wollte Langohr umkehren und dem Krösus des Urwaldes nicht unter die Füße kommen. Lange hatten sie zu tun, ihn mit Gewalt zu führen, und die Mädchen fürchteten sehr, daß die Elefanten die Nähe des Esels wittern und erzürnt aus dem Dickicht kommen werden. Aber, Gott sei Dank, sie entkamen der Gefahr.

Mehr als eine Stunde lang führte der schmale Fußpfad durch den dunkelsten Urwald dahin. Als die kleine Karawane am Saum desselben wieder die freie Aussicht in weite grüne Bananenhaine gewonnen hatte, marschierte das Eselein wieder tapfer und fromm weiter und hätte unsere gute Mutter Provinzialin nicht mehr herabgeworfen wie vorher, als er die Elefanten witterte. Sie ist nämlich nicht mehr aufgestiegen, sondern zu Fuß gegangen, obwohl ihre Fußsohlen noch nicht ganz heil waren von der vorhergehenden zehn Stunden langen Fußtour, welche sie notwendigerweise nach einer andern Missionsstation machen mußte und wo ihr durch das Bergabsteigen die Nägel an den Zehen verwundet wurden und später abfielen. Ja, ja, die hochwürdigen Herren Missionare sowohl als auch

die guten Missionschwwestern müssen hierzulande in dieser Beziehung große und schwere Opfer bringen und kommen nicht selten von solchen vielständigen Wanderungen todesmatt nach Hause. Freilich, man kann sich auch in der Hängematte von den Eingeborenen tragen lassen, aber die Missionare machen davon nur im Notfall Gebrauch; denn sie haben eben ihre Schwarzen zu lieb und Mitleid mit ihnen. In Natal hatte ich



Schw. Apollinaris mit ihren Pfleglingen in Rhodesia.

von solchen Reisen in Afrika noch wenig erlebt; ich kannte sie nur aus den Berichten anderer; hier in Ostafrika aber wollte ich selbst eine solche Tour mitmachen und begleitete Mutter Provinzialin nach Kombo, unserer nächsten Station von Kilema. Sie mußte dahin reisen, um der lieben Schwester Felizitas, welche erst seit Februar 1925 von Heilig Blut nach Afrika gekommen war, die ewige Profess abzunehmen.

Für meine Wenigkeit, besser gesagt Kleinigkeit, wurde die Matshella (Hängematte) mitgenommen und der den Schwestern

stets gutgesinnte Häuptling in Kombo (Heide) wollte uns mehrere Männer entgegensenden, die mich tragen sollten. Erst wollte ich aber zwei bis drei Stunden fest zu Fuß gehen, die Hängematte trugen indessen zwei starke Mädchen von Kilema. Der Esel trabte auch wieder mit, und ich muß sagen, er war so ziemlich artig — stolperte bloß zweimal tüchtig, hätte bald Mutter Ubalda in einen Fluß geworfen, in welchem noch dazu mehr als genug Krokodile sind; — auch ging er immer möglichst an der äußeren Kante des ohnehin schmalen Weges, neben gefährlichen Abgründen dahin, — er war nämlich einäugig und fürchtete stets den Schatten der Felsenwände. Nun, sehr verlockend war es nicht, sich ihm anzuvertrauen und Mutter Ubalda stieg denn auch bald nach kaum einer halben Stunde ab und zog vor, wieder den ganzen Weg bis Kombo zu Fuß zu gehen.

So wanderten wir drei volle Stunden, es war nun schon der halbe Weg durch große Bananenpflanzungen zurückgelegt, überall Hütten der Eingeborenen, Tausende und Tausende von Heiden. O wie viele Missionare und Schwestern könnten wir hier noch brauchen.

„Herr! sende Arbeiter in deinen Weinberg,“ so betet man unwillkürlich, wenn man diese vielen, vielen Hütten sieht, die Anpflanzungen dieser Heiden, welche einem, alle ohne Ausnahme, so freundlich und ehrerbietig begegnen und voll Vertrauen anschauen und grüßen „Jambo Mama“.

Nach dreistündiger rastloser Wanderung auf und nieder, wurde ich aber doch schon recht müde und die Männer, welche uns entgegenkommen sollten, waren noch immer nicht in Sicht. Die gute Mutter Provinzialin war meinetwegen schon recht in Sorge, ob ich ihr nicht etwa am Wege liegen bleibe — was dann tun in der Wildnis? Doch siehe da, wie gut der liebe Herrgott ist. Wir saßen am Eingang des Urwaldes, an der lieblichsprudelnden Quelle und ruhten etwas aus; da kamen vier Männer aus Kilema vorbei, Mutter Provinzialin sagte ihnen, daß ich schon recht müde wäre; gleich waren sie bereit, mich zu tragen. Aber ich hatte doch so etwas Angst, wie das wohl gehen wird, so hoch in der Luft zu schweben. Da ich jedoch müde war, machte ich nicht viel Umstände, legte mich in Gottesnamen in die Matshella (Hängematte); durch das leise Hin- und Herwiegen schlief ich sogar ein wenig ein und erholte mich vollkommen wieder. Die Sache begann ganz interessant zu werden. Bald fühlte ich, ohne etwas zu sehen, wie ich hoch den Berg hinangetragen wurde, dann, wie die Träger wieder vorsichtig tief abwärts stiegen; manchmal hörte ich das Wasser rauschen und dachte dabei schon an Krokodile und ähnliche Gefahren der Wildnis. Unwillkürlich lüftete ich das Tuch, welches über mich gebreitet war, um mich vor der

Sonne zu schützen, und schaute hinaus, doch konnte ich nur in die Wipfel der Bäume des Urwaldes sehen. Da, was war das? Richtig, da oben saß ein Tier und lugte auf mich herab. Was es war, konnte ich nicht so schnell unterscheiden, da die Männer sehr rasch gingen. Vielleicht war es ja ein Leopard?

Etwas über eine Stunde ließ ich mich tragen, dann aber wollte ich wieder gehen, denn ich sah den einen Träger vor mir so viele Schweißtropfen vergießen, daß mir der arme Mann leid tat; auch war ich vollkommen ausgeruht und sah, wie Mutter Provinzialin so tapfer fürbaß schritt, ganz hoch gerötet. Da hielt es mich nicht länger in der Matte. Kaum ausgestiegen, kamen uns jetzt vier andere Burschen, vom Häuptling entsendet, entgegen. Die ersten zwei hieß es, hatten einen anderen Weg eingeschlagen und waren zum Häuptling zurückgekehrt mit der Meldung, es wären keine Schwestern am Wege. Da sandte er noch diese vier nach, zu schauen, ob es auch so sei.

Aus dem Urwalde heraus sahen wir schon von ferne die Station Kombo mit ihrem Kirchtürmlein und den niedlichen Bauten in der Ebene liegen; freilich waren noch beinahe zwei Stunden Weges dahin. Dann tauchten in der Ferne schon Schwestern auf mit einigen Hauskindern und winkten uns freundlich zu. Die Aufnahme in der Station von seiten der beiden hochwürdigen Herren und unsern lieben Schwestern war die denkbar lebenswürdigste. Bald waren wir für die Strapazen des Weges reichlich entschädigt und saßen wohlgenut im trauten Klosterelein beisammen. Der Geist der Liebe, des Friedens und der Freude wehte hier ganz sichtbar über dieser Stätte.

„Gleichwie der Schlaf dem Leib wohlthut,
So kommt Freude dem Gemüte zugut.“

Die freundliche und gastliche Aufnahme stärkte uns an Leib und Seele und als wir zum Schluß unsere Abendandacht in dem wirklich trauten Kirchlein vor den Stufen des Altars verrichteten, fühlten wir uns ganz glücklich und wie daheim.

Der folgende Morgen war ein Sonntag. Der Altar prangte in seinem herrlichsten Prachtschmuck; zart und sinnig hatte ihn die liebe Schwester Osmunda geziert; mit vieler Liebe, oft in Nachtstunden, hatte die gute Schwester Lucina die schönen, wirklich kunstvollen Blumen, Lilien, Maiglöckchen und Immortellen gemacht. Heute war ja der große, längst ersehnte Festtag, auf den sich schon alle in Kombo so sehr gefreut hatten, an welchem Schwester Oberin ihre ewige Profess in die Hände der guten Mutter Provinzialoberin ablegen sollte. Ganz Kombo freute sich auf diesen Ehrentag ihrer allgemein beliebten Oberin. Vorne beim Altare war der Ehrenplatz für die Himmelsbraut gerichtet, zwei weißgekleidete, kleine, schwarze Mägdlein mit Lilien in den Händen, knieten neben ihr. Die fein gezierte Professkerze strahlte



Schwester Felicitas am Tag ihrer ewigen Profess.

im hellen Lichtschein. Alles so feierlich, so herzerhebend. Es kam uns unwillkürlich das Gedicht in den Sinn:

Und alles ist so sonnig
Verklärt vom Morgenschein,
Und alles geht so wonnig
In Seel' und Aug' mir ein.
Ich trat mit frohem Herzen
Hinein zur offenen Pfort';
Wie strahlen doch die Kerzen
Hell vom Altare dort. Cordu'a.

Und so himmlisch schön, klar und heiter, wie dieser Sonntagsmorgen angefangen hat, wurde er auch beendet. Den ganzen Tag herrschte diese weihevollen, selige Stimmung und man konnte der jungen Professschwester in den Augen ablesen, daß sie inner-

lich ganz von Glück erfüllt war. Abends beschlossen wir mit bescheidenem Spiel und Scherz das kleine Familienfest.

Noch viel Liebes und Schönes gäbe es von der wirklich trauten Missionsstation Kombo zu erzählen; ich machte mich auch besser bekannt mit meinem „einäugigen Freund“, um die mannigfachen Bilder, welche sich so reizend dem Auge darboten, aufnehmen zu können, aber ich wollte diesmal nur von „Wanderungen“ schreiben, und so muß ich notgedrungen davon schweigen, keine Kleinigkeit für so 'ne alte Plaudertante, die so gerne gleich alles Schöne austramen möchte und andern erzählen, um ihnen Freude zu machen; denn: „Geteilte Freude ist doppelte Freude.“

Die Freude, o nenn sie nicht Schimmer!
Nur froh dem Gesichte vertraut! —
Du hast nach den Wolken nur immer
Und nie nach den Sternen geschaut. Rittershaus.

Also von Reisen und Fußtouren in Afrika wollte ich erzählen, und davon habe ich schon soviel „hoch interessante Stücklein“ auf Lager, seitdem ich tiefer in den schwarzen Erdteil hineingedrungen bin, daß es wirklich nicht recht wäre, dieselben unseren freundlichen Lesern vorzuenthalten.

Wenn Sie an den langen Winterabenden im trauten Stübchen beisammensitzen, möchte ich Ihnen erzählen von den lauernden Krokodilen im Wasser, welches der arme, müde Missionar notgedrungen durchschreiten muß. Schade, daß ich nicht die abwechslungsreichen Szenen in Bildern vorführen kann.

Soeben hat uns in Kombo der hochwürdige Herr Pater Superior einen Fall erzählt, wie man ganz wunderbar Gottes Schutz erkennen kann. Er war mit einer kleinen Karawane auf Reisen von einer Station zur andern. Der Weg führte durch die Steppe, wo es ja bekanntlich von wilden Tieren wimmelt. Die Träger fingen bereits an, etwas müde zu werden, sie trugen schwer an Gepäck, Zelt, Tragaltar, Kirchengeräte, Medizinkästchen, Decken für die Nacht, und nicht zuletzt eine ziemlich große Kiste mit Proviant für mehrere Reisetage.

(Fortsetzung folgt.)

✻ ✻

Alle Sorge, alles Leid
Währt nur eine kurze Zeit,
Gehst du in den Himmel ein,
Wird es gleich vergessen sein.
Darum fest hinaufgeschaut,
Mutig stets auf Gott vertraut!
Gott mein Heil in dieser Zeit,
Gott mein Heil in Ewigkeit!

Bunte Bilder

ein bedeutendes Erziehungsmittel für unsere afrikanischen Missionen.

Unsere gute Schwester Vera schreibt mir aus Driefontaine (Rhodesia): Im Beginne unserer Tätigkeit, es war am Tage der ersten heiligen Kommunion unserer Kinder, zeigte ich meinen schwarzen Schülern bunte Bilder aus einem gewöhnlichen Erzählungsbuch. Gab das eine Überraschung! Ich weiß nicht, auf welcher Seite sie größer war, bei den Kindern oder bei mir. Solche Ausbrüche des Jubels und der Verwunderung hatte ich noch nicht wahrgenommen. Dieses Händeklatschen! Diese strahlenden Augen! Diese Ausrufe des Staunens in den verschiedensten Formen und in den höchsten Tönen! Das wiederholt sich noch oft, wenn auch oft stiller und gedämpfter, fast täglich in der Religionsstunde. Wenn ich nämlich den Kindern die Religionswahrheiten genügend erklärt habe, greife ich gewöhnlich zu einer großen Bilderrolle; die farbigen Landschaftsbilder des Südens, der azurblaue Himmel, die stolzen Bauten und orientalischen Trachten des biblischen Altertums sind in diesem höchst schätzenswerten Lehrmittel recht wirkungsvoll wiedergegeben. Unmöglich ist es mir, Ihnen die atemlose Spannung zu beschreiben, mit der die Kinder jede Bewegung der Schwester verfolgen, bis die „Wunderrolle“ entfaltet ist. Ja manchmal schwillt mir das Herz und das Auge wird feucht angesichts dieser unverdorbenen Naturkinder, die mit großen, ausdrucksvollen Augen und geöffnetem Munde all das Neue, Ungeahnte, Unfassbare, Geheimnisvolle mit tiefen Zügen in ihre durstigen Seelen hineintrinken. Wie oft denke ich da an manche Großstadtkinder in Europa, deren arme verbildete Seelen oft so weit an Empfänglichkeit für das Uebernatürliche vor diesen armen Schwarzen zurücksteht.

Vielleicht fragen Sie mich, ob den Negern nicht die Ausdauer und Fähigkeit abgeht, das Aufgenommene innerlich selbständig zu verarbeiten? Mitnichten. Folgende kleine Erzählung ist ein Beispiel aus Hunderten.

Der Winter schwingt hier sein Zepter nicht mit Eis und Schnee und doch macht er sich empfindlich bemerkbar, besonders bei den armen Schwarzen, denen die nötigste Bekleidung fehlt. Die Mädchen sind in diesem Punkte besser daran wie die Knaben, da sie von ihrem zukünftigen Ehemann, an den sie leider jezt noch vielfach früh verkauft werden, Wolldecken erhalten. Wehe dem armen Geschöpf, das durch irgendeinen unglücklichen Umstand stiefmütterlich behandelt wird und ohne Decke herumlaufen muß. Die Kälte ist nämlich bei unserem Volk das gefürchtetste

von allen Übeln, während sein höchster Genuß ist, beim flackernden Feuer zu sitzen oder sich von der Sonne braten zu lassen. Dazu kommt noch, daß solch ein armes Mädchen, das keine Decke bekommt, statt Mitleid nur Verachtung findet.

Elisabeth, ein Mädchen von recht schwierigem Charakter, wartet heuer bis jetzt noch vergebens auf die heißersehnte „Djira“ (Decke). Ich glaubte nun sicher, sie werde ihrer Verbitterung wie so oft im vorigen Jahre durch unheimliche Zornausbrüche oder finstleres Schmollen Luft machen. Doch nichts davon. Eines Tages, es war bitterkalt, wurde sie von der Schwester zur Werkstatt des Bruders geschickt. Statt der vielgepriesenen „Djira“ hatte sie einen alten Sack um die Schultern geschlagen. Auf die Frage, ob sie sich denn nicht fürchte, von den Jungens ausgelacht zu werden, antwortete sie mit einem hellen, wirklich von Herzen kommenden Lachen und äußerte in ihrer innern Freude: „Die Armen sind doch die Lieblinge Jesu, wie sollten sie da traurig sein.“ Das war nach meinen hier gemachten Erfahrungen ein Musterstück von Überwindung und es kamen mir die Worte in den Sinn, wo der Heiland sagt, daß es den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart wird. Die bunten Bilder hatten einen so günstigen Eindruck auf unsere wilde Elisabeth gemacht.

Unsere armen Außenstationen sind nicht so glücklich, Anschauungsbilder zu besitzen und es wäre gewiß kein kleines Liebeswerk, alte Bilderbücher und Bilder, besonders bunte, für unsere Missionen zu sammeln.

Das Missionshaus in Neuenbeken bei Paderborn nimmt gerne solche Liebesgaben in Empfang.

Schw. M. B.



Selbstverkauf.

(Ost-Afrika.)

Schwester, kauf mich doch, meine vielen, vielen Kinder sind mir gleich nach der Geburt gestorben, und weil ich nun alt und runzelig bin, will mich niemand mehr kaufen.“

„Ich hab aber kein Geld, womit soll ich dich kaufen?“ erwiderte ich einer alten Negerfrau aus dem Massai-stamm und schenkte ihr zur Beruhigung einige Maiskolben. Entzückt über das Geschenk, rief sie laut: „Alles, was du unternimmst, soll dir Glück bringen und sich unter deinen Händen zehnfach vermehren, und jene Mutter, welche dich hierher geschickt hat, besitz das Recht, Butter und Honig mit Löffeln zu essen, und der Große mache ihr zum Geschenk ein kühles Bananenheim!“

Weil das arme Mütterlein wirklich verachtet und ausgeschaltet war aus seiner früheren Umgebung, behielten wir es auf der Missionsstation. Durch kleine Arbeiten in der Kinderküche suchte sie sich noch so viel als möglich nützlich zu machen. Sie sah die Kinder beten und zur Kirche gehen; alles, was diese taten, wollte sie auch lernen. Das Schwerste war jedoch für sie, das Kreuzzeichen zu machen. Sie konnte weder links noch rechts; zudem war der eine Arm steif wie Holz.

„Weißt du denn nicht, daß ich alt bin und deshalb Wasser im Kopf habe?“ fragte sie mich. „Die Kinder haben noch Blut und Verstand im Kopf; aber ich will doch lernen und klug werden.“

Da sie noch nicht getauft war, sollte sie am Sonntag während des Gottesdienstes in der Kinderküche bleiben. Aber siehe da! Wer schreitet da beim Hochamte mitten durch die Menge bis zur Kommunionbank vor? Es war unsere alte „Mouli“. Sie breitete die Arme weit aus und rief: „So, jetzt weiß ich, warum die ganze Volksmenge nach hier läuft; hier ist wohl der Himmel, so etwas Übersichönes habe ich noch nie gesehen!“ Schleunigst mußte ich das verwunderte Mütterchen zum Schweigen bringen, da ihr Auftreten große Störung verursachte.

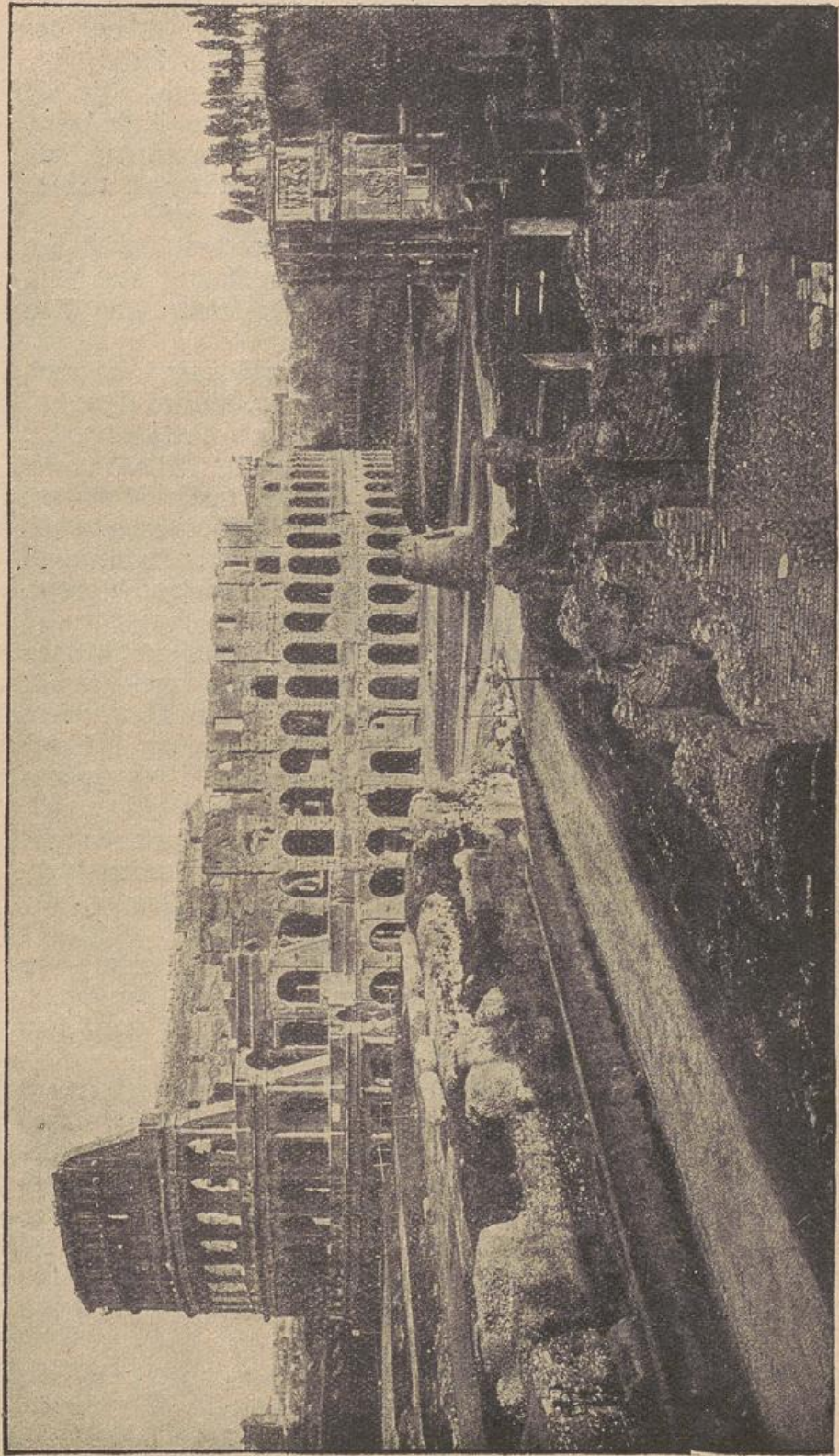
Allmählich bekam sie einen klaren Begriff von unserer heiligen Religion; bald konnte sie das Ave Maria beten und sie war so glücklich, daß die liebe Himmelsmutter auch ihre Mutter sein wollte. Kam sie dann in die Kirche, so betete sie am liebsten: „Lieber Gott, da ist deine alte Mouli, sie will dir Jambo ‚Guten Tag‘ sagen.“

Nach vielen Geduldsproben brachten wir sie soweit, daß sie zur heiligen Taufe und später zur heiligen Kommunion zugelassen werden konnte. Dieses Glück verjüngte sie förmlich und als sie zum erstenmale zum Tisch des Herrn ging, zitterte sie vor Ehrfurcht und konnte nicht begreifen, wie der König des Himmels und der Erde sich würdigen könne, bei ihr, einem alten, armen Mütterchen, das tausend Falten auf der Stirn hatte, Wohnung zu nehmen.

Jetzt ist ihre liebste Beschäftigung das Rosenkranzgebet; wenn sie im Garten jätet, hat sie stets in der einen Hand ihren Rosenkranz, mit der anderen sucht sie das Unkraut. Unermüdlich dankt sie dem lieben Gott für seine Barmherzigkeit und daß sie sich selbst verkauft hat um ein paar Maiskolben. Das Licht des Glaubens hat sie gelehrt, daß sie von Gott um den teuersten Preis des kostbarsten Blutes Jesu, seines göttlichen Sohnes, erkaufte wurde. —



Stammen nicht drei Viertel all unserer Abel, und noch viel mehr, aus der unberechtigten Wertschätzung unserer selbst und aus dem Streben, uns selbst zur Geltung zu bringen? (Goldkörner.)



Das Kolosseum in Rom, den Heiden ein Schauspielhaus, den Christen eine Opferstätte.

Der große Vogel.

(Zanzibar.)

Es war an einem Nachmittag. Dicke Wolken bedeckten den Himmel; die Leute flüchteten in die Häuser, denn ein schweres Gewitter stand bevor. Nur unser Boy Masai blieb im Freien. Es dauerte nicht lange, da meldete uns jemand: „Schwester, komme sofort mit und schaue nach deinen Bananen; die sind reif.“ „O,“ sagte ich, „warum denn jetzt, da doch Regen zu befürchten ist? Ich komme später!“ „Nein, nein,“ war die Antwort, „sofort.“ Ich ging mit und dachte, es muß doch sicher etwas Besonderes vorgekommen sein. Als ich in die Nähe der Bäume gekommen war, blieb ich stehen und schaute nach rechts und links. Ich sah eine schöne, gelbe Bananentraube, deren Schalen hell glänzten. Ab und zu kam eine lange Stange zum Vorschein, welche eine Banane nach der andern herunterholte. Ich ging einige Schritte weiter und sah unsern Freund Masai unter dem Baum sitzen; er pflückte und aß. Doch wie erschrak er, als er plötzlich meine Stimme hörte, die ihm zurief: „Masai, du stiehlst uns die Bananen!“ Nun, eine Ausrede gibt es ja immer, besonders bei den Schwarzen. So war es auch hier. Die Antwort war sofort bereit. Sie lautete: „Schwester, du sagst, ich stehle, das ist aber nicht wahr. Wäre ich nicht hier gewesen, so hättest du keine einzige Frucht mehr. Ein großer Vogel pflückte eine Banane nach der andern ab und fraß sie auf. Sieh hier die Schalen, schau, wieviele er schon gefressen hat! Bald wären sie alle fort gewesen. Ja, es ist gewiß wahr, soeben habe ich den großen Vogel fortgejagt. O wie schade um die schönen Bananen!“ Ich erwiderte ihm: „Siehe, du kannst wohl mich belügen, aber nicht den lieben Gott. Er wird dich für die Lüge strafen.“ Dann entfernte ich mich. Als ich abends nach Hause gehen wollte, lief unser Masai hinter mir her und rief: „Warte, warte! Ich kann nicht eher schlafen, bis ich um Verzeihung gebeten habe.“ „O,“ erwiderte ich, „du hast doch nur den Vogel fortgejagt. Das war ja eine gute Tat.“ Da gestand er: „Nein, Schwester, warte! Es war kein Vogel. Ich war es! Ich habe gestohlen und gelogen. Verzeihe mir, damit der große Gott mich nicht straft.“ Aus unserm Bananendieb ist vor drei Wochen ein Christ geworden. Sein Name ist Raphael. Hoffentlich wird er gut bleiben.

✻ ✻

Bei Tische darfst nie den weisen Spruch vergessen:
Man ißt, damit man lebt, und lebt nicht um zu essen.

✻ ✻

Von Vlissingen nach Mariannahill.

Wenn wir bei Vlissingen oder Rotterdam einem Dampfer, der etwa nach dem Süden unseres runden Globus geht, nachsehen, bis er dem Auge entschwindet, dann kommt es uns vor, als läsen wir die Seite eines Buches fertig, können aber nicht umblättern. Und doch möchten wir die Geschichte von diesem Schiff bzw. den Menschen darauf weiter wissen.

Die sollt ihr nun heute erfahren. Schwester M. Theobalda erzählte jüngst in einem Brief, wie sie am 24. September, genau vor einunddreißig Jahren, nach dem schwarzen Erdteil fuhr.

Am 16. August 1894 standen wir, 8 Postulantinnen und einige Postulanten, vor dem gewaltigen Dampfer in Vlissingen. Wir schauten uns das dampfende und brausende Ungeheuer von allen Seiten an. Mit einem gemischten Gefühle. Mit dem Jauchzen erfüllter jahrealter Sehnsucht, und doch auch mit jenem feinen, leisen, stillen Weh, das ein jedes Menschenkind überkommt, welches jenen Boden, jenes Land, jenen Erdteil verläßt, auf dem seine Wiege stand und wo seine Teuren zurückbleiben. Eine ganz tolle Macht im Menschenherzen ist das Heimweh. Das Heimweh nach den irdischen väterlichen Hütten. Aber stärker noch das ewige Heimweh nach dem Himmel und der Missionswunsch, recht viele Seelen mitzunehmen. Es war uns, als ob dieses ewige Heimweh in die Schrauben und Räder griffe, als der Dampfer, einen tiefen Atem aus den untersten Lungen holend, sich ganz langsam in Bewegung setzte. Zum letztenmal winkt und grüßt das Vaterland, grüßt die sorgende Schwester Oberin. Der Wind steht still, als vergäße er in diesem unsagbar feierlichen Augenblick das Wehen. So schwimmt die kleine Welt des Riesenschiffes in das große atlantische Meer, dem Süden zu, dem wunderbaren Süden zu. Dieses Wort „Süden“ birgt für eine europäische Missionschwester alles, was es auf Erden an Jauchzendem, Erhabenem, ganz Großem, Überwältigendem gibt . . . ein Volk von großen und kleinen Heiden . . . alle mit dunklen Gesichtern und dunkler Seele . . . und doch alle für Christus berufen . . . sei still, Heiland . . . du sollst sie haben, ich fahre ja zu diesem wartenden Süden . . . Taufe . . . Gnade . . . seliges Leben und Sterben . . . und noch seligere Ewigkeit . . .!

Von all den Unausprechlichkeiten sind wir erfaßt da draußen auf dem einsam hohen Ozean zwischen Himmel und Erde, wir und unser tapferes, fleißiges Schiff.

Fünf Wochen lang fahren und sehnen und träumen und betrachten wir. Dann sind wir am Ziel.

Vor Durban legt unser Dampfer an. Noch draußen am Meer, weil er mit seinem Riesenleib in dem damals noch nicht

ausgebauten Hafen keinen Platz hatte. Wie Gepäckstücke wurden wir in den kleinen Landungsdampfer verladen. Es war zum Lachen komisch und doch auch nicht ganz geheuer. Immer drei bis fünf Personen mußten in einen verschlossenen Korb. Dann wurden wir hinuntergelassen in die ganze sterbliche Wackeligkeit der wichtigstuerischen Nußschale von einem Dampfer. Wir schaukelten und baumelten förmlich durch die Wellen ans Land. Wer die Geheimnisse der Seekrankheit noch nicht kannte, erfuhr sie hier. Doch still! Aber solche üble Dinge spricht man nicht. Man fügt sich einfach in das unvermeidliche Schicksal.

Und nun der Augenblick, dem alle vergangenen Wochen und Tage und die vielen hundert Stunden galten! Der erste Schritt auf die fremde Erde, auf den Boden des schwarzen Erdteils, in das Land des herbeigebeteten Südens. Ich sage euch, da geht der Puls nochmal so schnell und der Fuß zittert einem in den Schuhen. Als wenn Gott selbst uns bei der Hand nähme, uns ans Land zöge und sagte: Siehe, hier warten Tausende von Schwarzen auf dich, — so ist es einem. —

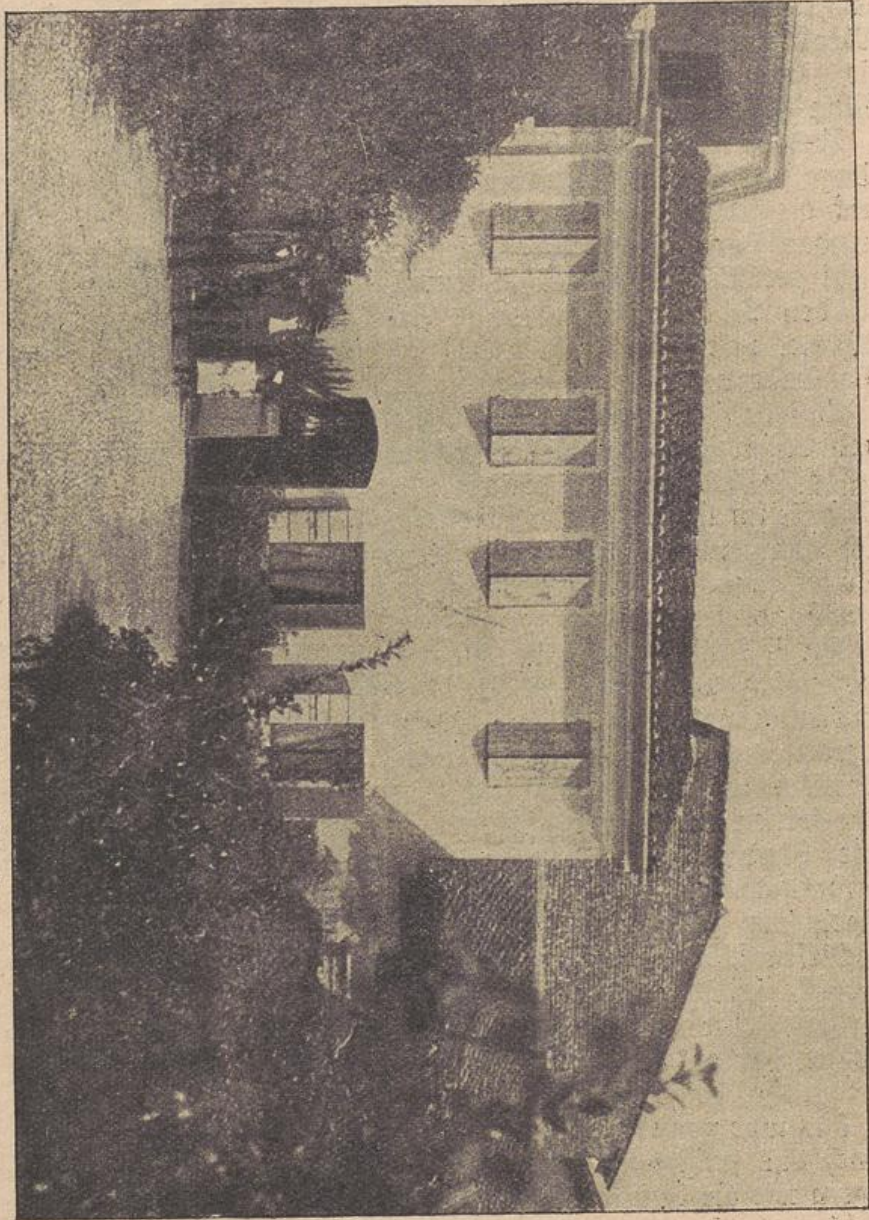
Und da sehen wir sie schon, die vielverlästerten Zulukaffern, von denen jeder die gleiche unsterbliche Seele hat wie der Professor in Berlin und der Senator der Vereinigten Staaten! Wie sie im Hafen schafften, beim Ein- und Ausladen der Schiffe sich tummeln und dabei verstohlene Blicke zu den merkwürdigen Gästen aus der ganz anderen Landkarte der Weltgeographie hinüberwerfen.

Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends brachte uns die Eisenbahn Natal's vom Hafenplatz Durban nach Pinetown. Hier steigen wir aus. Ein Missionsbruder erbarmt sich unseres Gepäcks. Wir selbst werden auf Leiterwagen verstaft. Und durch das afrikanische Dunkeln und Dämmern geht's der Missionsstation zu. Von den fernen Hügeln her glühen durch die Lüfte kleine Feuerchen wie Sterne, die vom Himmel stiegen. „Die Eingeborenen verbrennen ihr altes Gras,“ erklärt ins mächtige Schweigen hinein der Fuhrmann.

Diesen Abend vor einunddreißig Jahren! Bis zum Tode vergesse ich ihn nicht. Es war, als ginge der Tag unseres bisherigen Lebens zu Ende und als stiege mit der morgigen ersten Sonne der andere, zweite Tag unseres Erdendaseins herauf, der große, heiße afrikanische Tag unserer Mission.

Das war vor einunddreißig Jahren! Du fragst: „Und heute?“ Auch das sollst du wissen. Nach zwei Jahren an Allerheiligen legten wir die heiligen Gelübde ab. Zwei von uns sind freilich nicht mehr in Afrika, auch nicht in Europa, überhaupt nicht mehr auf dem Planeten. Das Nervenfieber hat sie geholt hinüber in die ewige Heimat! Die Glücklichen!

Wenn wir am Abend so hineinschauen in die großen afrikanischen Sterne, die hier viel näher zu sein scheinen als in



Geburtshaus Huns' X. in Riefel.

Europa, dann ergreift uns wieder das allgewaltige ewige Heimweh, das uns in unserem Schiff vor einunddreißig Jahren in die Glieder gefahren ist:

„Ich möchte heim!
Mich zieht's dem Vaterhause, dem Himmel zu,
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause
Zur ewigen Ruh'!“

Doch nein! Wir dürfen noch nicht heim. Wir müssen und wollen, solange der ewige Vater es will, bei unsern Kindern bleiben, bei unsern lieben, lieben Kindern, bei den schwarzen Menschenkindern von Natal. So ist es Pflicht selbstloser Mütter!



Hamisi, der Mohammedaner.

Aus Walezo, Zanzibar.

Hamisi, ein alter Mann von etwa 70 Jahren, kam eines Tages zu mir und bat um Aufnahme mit der Bedingung, daß er, wenn er wieder gesund sei, nach Hause gehen dürfe; „denn“, so sagte er, das Wasser soll mir doch nicht vor dem Sterben über den Kopf gegossen werden.“ (Taufe.) „Komm nur herein“, sagte ich, „du wirst gesund und kannst dann wieder nach Hause gehen.“ O, wie freute er sich da! Zum Dank für die Aufnahme zog er sofort seinen langen Rosenkranz aus dem Ärmel und begann laut zu beten und Mohammed zu preisen. Er nahm vor lauter Dankgebet sich nicht einmal soviel Zeit, den Speichel niederzuschlucken; dieser rann beständig durch seine Zähne zur Erde. Hamisi wurde besser. Da bat er denn auch bald um die Erlaubnis, in sein Haus zurückgehen zu dürfen. Ich gab sie ihm, jedoch mit schwerem Herzen. Doch tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß er zurückkehren würde, wenn es ihm schlecht erginge, da er ja in guter Stimmung von uns schied. Bei seinem Weggang dankte er herzlich und sagte: „Wenn ich wieder krank bin, komme ich nur zu dir!“ Es vergingen zwei bis drei Wochen, in denen ich nichts von ihm hörte. Eines Abends kam ein Mann zu mir und sagte: „Schwester, ich kenne einen alten Mann. Er liegt sterbenskrank in seiner Hülte. Vor kurzem sah ich ihn bei dir.“ Ich erkundigte mich näher nach dem Kranken und kam zu der Überzeugung, daß dieser kein anderer sein konnte als Hamisi. Am anderen Morgen schickte ich sofort einen Wagen, um ihn zu holen, da man mit den Mohammedanern in ihren eignen Häusern nicht gut von Religion sprechen kann. Aber der Wagen kam ohne den Kranken zurück, denn man hatte befürchtet, er würde

auf dem Transport sterben. Das Verlangen jedoch, diese Seele unbedingt zu retten, suchte und fand noch einen Ausweg. Sofort wurden zwei starke Männer mit einem Bett weggeschickt. Ich versprach ihnen Geld für den Fall, daß sie den Kranken noch lebend zu mir brächten. Die Aussicht auf das versprochene Verdienst stärkte ihre Glieder; sie gingen nicht, sondern sie liefen. Abends, als ich eben Walezo verlassen wollte, kamen sie mit dem Kranken glücklich an. O welche Freude, als ich mich über das Bett beugte! Hamisi streckte mir beide Arme entgegen und sagte: „Wie freue ich mich, wieder bei dir zu sein. Ich konnte nicht mehr allein kommen.“ Dann erzählte ich ihm vom lieben Gott, — denn der Tod war nahe. Er ließ sich mit Freuden taufen und betete. Als ich fort ging, lachte er mich an und sagte: „Ich danke dir!“ Es waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. In der Nacht entschlief er ruhig, um in einem besseren Jenseits zu erwachen. Nach solch schönem Abend schließt eine Missionschwester froh ihre müden Augen zum friedlichen Schlafe.

Schw. M. Fr.



Praktisch.

(Ost-Afrika.)

Sängst schon hatte ein junger Ehemann von unseren Neuchristen sich ein europäisches Herrenhemd gewünscht. Dieses war für einen armen Neger sehr teuer, trotzdem aber sollte dieser heimliche Herzenswunsch erfüllt werden. Fleiß und Sparsamkeit reichten sich die Hand zum Bunde, um das Geld zu beschaffen, und freudestrahlend sehen wir eines Sonntags den jungen Mann in seinem schneeweißen, gepreßten europäischen Hemde einherstolzieren. Wie groß war nun unsere Überraschung, als wir eines Tages diesen Glücklichen daherkommen sahen mit einem sonderbar gestalteten Bündel auf dem Kopfe, indessen sein Oberkörper fast nackt, nur ein wenig noch mit dem üblichen Lendentuch bedeckt war. Was war denn da geschehen? Unser junger Mann war in seinem schönen, neuen Hemde zum Markt gegangen, um sich auch dort mit Genugthuung von seinen schwarzen Landsleuten bewundern zu lassen. Dann kaufte er verschiedene Waren ein: Reis, Mehl, Salz und Hirse. Aber o Schrecken, er hatte weder Korb noch Sack bei sich. Wohin nun mit den Waren? Wie dieselben nach Hause bringen? Da war guter Rat teuer. Unser Schwarzer aber wußte sich zu helfen. Das neue Hemd wurde ausgezogen. Der eine Armel wurde mit Reis gefüllt und abgebunden; in den andern Armel kam Salz in derselben Form; der übrige Teil des Hemdes wurde dann

ebenfalls so unterbunden, so daß im oberen Teil das Mehl und im unteren die Hirse verschwinden konnte. Dieser vierfache Bündel wurde zusammengeschlagen, so daß er ein komisches Ganze bildete, das unser wackere Ehemann auf dem Kopfe stolz nach Hause trug. Und welches Staunen ergriff seine zarte Egehälfte, als er ihr aus einem Hemd die vier Sorten: Reis, Mehl, Salz und Hirse ganz lauter und ungemischt — in ungemischter Freude in die verschiedenen Kochtöpfe schüttete! War das ein praktisches Hemd! Dann wurde es wieder in seiner ganzen Länge und Breite über den Kleidern getragen als wahres Prunkstück.



Die sonderbaren Feuerwehrmänner.

In der Station Farview war eine Schwester gestorben. Nach der Schule kamen die Kinder an den frischen Hügel und taten, was sie den Klosterfrauen abgeguckt hatten; sie beteten und sprengten geweihtes Wasser auf die Erde. Dann gingen sie fort. Nur ein paar sechs-, sieben- und achtjährige Mädchen blieben zurück, holten sich eine Gießkanne und fingen nach wichtiger, gegenseitiger Abmachung an, auf Mord und Tod zu gießen. Das Wasser lief in Bächen nach allen Richtungen der Windrose vom Grabhügel weg. In diesem Augenblick kam die Schwester, die den Friedhof zu besorgen hatte, und rief ziemlich kräftig: „Um Gotteswillen, Kinder, was macht ihr denn da?“ Die Kleinen erschrakten über diesem Ertapptwerden gewaltig, ließen die Gießkanne fallen und sagten weinerlich: „. . . . löschen Schwester.“ „Wieso?“ seht diese ihre Untersuchung fort. Dann kam das lustige Ende der Beichte der Kleinen: „Das Fegfeuer auslöschen der braven Schwester da unten.“



Heiteres.

Professor: „War es vor 100 Jahren kälter oder wärmer als jetzt?“ — Schüler (denkt nach): „Ich erinnere mich wirklich nicht, Herr Professor.“

Treffliches Beispiel. Der Lehrer (erklärt den Jungen wie die Natur sich oft selber hilft): „Seht, ist ein Mensch blind, so ist meistens das Gehör besser entwickelt, oder ist einer taubstumm, dann wird der Tastsinn besonders scharf ausgebildet. Wer weiß mir ein ähnliches Beispiel?“ — Michele: „Ich, Herr Lehrer, unsere Tante hat von Jugend auf ein kürzeres Bein, dafür ist ihr anderes länger!“

Gebetserhörungen.

Maria Trost.

Wir hatten für eine kranke Mitschwester eine Novene gehalten zu Ehren der drei heiligsten Namen und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu und Veröffentlichung versprochen. Die völlige Genesung erfolgte wohl nicht gleich. Wir hielten noch eine Novene zu den armen Seelen, und die kranke Schwester hielt selbst noch eine zum verstorbenen Heiligen Vater Pius X. Nach dieser Andacht fühlte sie sich körperlich vollständig gesund. Bitte um Veröffentlichung.

Dem heiligen Vater Joseph und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Hilfe in finanzieller Not!

Etwas für Verleumder.

Ein Mann ging mit einem Stück Tuch zum Färber und ließ es schwarz färben. Kurz darnach ging er wieder zu dem Färber mit einem Stück schwarzen Tuch, welches er weiß zu haben wünschte. Der Färber erklärte, daß er irgend ein Tuch schwarz färben könne, daß aber kein Färber in der Welt im Stande sei, ein Stück schwarzes Tuch weiß zu färben. Er machte dabei die treffliche Bemerkung: „Es ist mit dem Tuche, wie mit dem guten Namen eines Mannes; man kann denselben leicht anschwärzen, aber nicht wieder weiß machen“

Zahlenrätsel.

Architektonische Stütze	1	2	3	4	2	5	6	5	2	4	3	2	1
Die Arbeit	2	1	7	2	1	8	9	10	2	3	3	2	
Amors Waffe	3	4	2	8	2	9	6	5	2	4	3		
Fortpflanzungsmittel	4	11	9	2	12	13	2	11	2	4			
Pflanze	2	14	2	3	1	15	16	13	2				
Bald entwickelt	5	1	17	18	1	2	4	5					
Männlicher Name	6	18	4	3	4	6	6						
Adelstitel	5	1	2	4	19	1	15	5					
Geschenk	2	18	1	2	11	19	15	8	2				
Himmelspforte	4	15	11	16	15	20	21	2	3	4			
Großer Teil	3	23	7	2	11	15	11	13	2	4	3		
Himmliche Stimme	2	11	19	2	3	9	9	13	4	23	23	2	
Architektonische Stütze	1	2	3	4	2	5	6	5	2	4	3	2	1

Es ergibt sich von jeder Ecke aus, vor- oder rückwärts, nach oben oder unten gelesen, stets dasselbe Wort.

Auflösung des Bilderrätsels aus Nummer 3.

Fahr' zu, o Mensch, treib's auf die Spitze
 Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft;
 Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Bliße,
 Kommst weiter nicht, als bis zur — Gruff.